

Gastkolumne

Die besten
Rezepte gegen
Neugier und
Kreativität

Belohnen und Bestrafen – so läuft das in der Schule, so läuft das im Geschäft. Aber allmählich kommt das System an seine Grenzen



Katja Rost

Unser 5-jähriger Sohn wird es in der Schule schwer haben. Er lebt in seiner Welt aus Dinosauriern, Römern und Rittern, aus Trias, Mittelalter und Weltall. Hier hat er für sein Alter extremes Fachwissen angehäuft. Auch sprachlich ist er weit voraus – er tritt gern in Interaktion und teilt komplexe Gedanken mit anderen. Stundenlang ist er im Rollenspiel vertieft, in lauten Dialogen mit sich allein. In Gegenwart anderer Kinder gibt er Anregungen für das gemeinsame Spiel und steckt diese mit seiner Begeisterung an. Das ist an sich nichts Aussergewöhnliches, und es handelt sich durchwegs um Eigenschaften, die später hilfreich sind: eine hohe intrinsische Motivation, Lernen aus einem Gegenstand und die Begeisterung anderer. Trotzdem wird ihm dies in der Schule schaden. Weil er die genannten Stärken hat, hat er auch viele Schwächen. So zeigt er wenig Begeisterung für Forderungen wie: «Du sollstest malen können» oder «Du sollstest vorgegebene Lernspiele beherrschen». Er hat keine Freude daran und erkennt auch keinen tieferen Sinn darin. Die Schule verlangt von den Kindern nun aber einmal, schön zu schreiben, schön zu malen, schön auswendig zu lernen – kurz: schön die vorgegebenen Aufgaben zu erfüllen. Das Erkennen komplexer Zusammenhänge, die Anwendung vor-

handenen Wissens auf neue Zusammenhänge, das eigenmotivierte Erlernen neuer Fachwissens oder die verständliche Wiedergabe komplexer Sachverhalte gehören oft nicht zum Anforderungskatalog.

Pech für unseren Sohn. Aber nicht nur. Es ist auch ein generelles Problem heutiger Bildungssysteme. Weil diese zuerst verlangen, dass man sich den vorgegebenen Standards unterwirft, verdrängen sie intrinsische Motivation und Kreativität. Schöpferische Personen werden demotiviert und schaffen oft nicht den Sprung auf die nächsthöhere Stufe. In der Forschung ist dieser Effekt als Verdrängungseffekt bekannt.

Die Psychologen Richard M. Ryan und Edward L. Deci zeigen, dass wir Handlungen entweder aus einem inneren Antrieb heraus ausführen oder aber in Folge einer Belohnungs- und Bestrafungsorientierung. Die Ausübung externen Drucks führt zu einer Verdrängung der inneren Freude an einer Tätigkeit zugunsten der Orientierung an Belohnungen und der Vermeidung von Strafen. Externer Druck hat Vorteile für diejenigen, die keinen Eigenantrieb zeigen. Ihre Motivation und Leistungen steigen. Er hat Nachteile für diejenigen, die bisher ein hohes Ausmass an Freude und verinnerlichten Normen zeigten. Deren Motivation und Leistungen sinken.

Wie der Ökonom Bruno S. Frey zu Recht moniert, sind Anreizsysteme heutzutage mehrheitlich extrinsisch ausgestaltet. Man vertraut nicht auf den Eigenantrieb der Schüler, der Studierenden und der Mitarbeitenden. Stattdessen wird richtiges Verhalten mit Belohnungen gefördert, etwa mit guten Noten, mit Kreditpunkten, Bonuszahlungen oder Preisen. Falsches Verhalten dagegen wird bestraft – beispielsweise in



In meinem Studium durfte ich Inhalte frei wählen. Ohne Tests und Anwesenheitskontrollen.

Form von verweigerter Versetzung oder Beförderung.

Das ist fatal. Die Chemikerin und Psychologin Teresa Amabile zeigt in ihrer langjährigen Forschung, dass neuartige Ideen autonomes Denken erfordern. Personen brechen mit hergebrachten Normen, weil sie Inhalte miteinander kombinieren, die bisher als voneinander losgelöst betrachtet wurden. Dafür braucht es ein hohes Mass intrinsischer Motivation. Wenn in Bildungssystemen aber nur jene vorankommen, die innerhalb der vorgegebenen Belohnungs- und Bestrafungszonen richtig agieren, fehlt das Denken abseits der Standards. Dies verhindert nicht nur Innovationen, sondern gefährdet auch Normen wie Hilfsbereitschaft oder Gemeinschaftssinn.

Es ist höchst fragwürdig, ob Bildungssysteme sogenannt richtiges Verhalten kontinuierlich erzwingen sollten. Innerer Antrieb und selbständiges Denken sind mindestens genauso stark zu bewerten wie die unreflektierte Wiedergabe von Stoff. Anstatt noch mehr in Tests und in Hürden zu investieren und all jene als Sonderfall zu behandeln, die nicht der Norm entsprechen, sollte Bildung Lernende wieder lernen lassen. Die meisten haben nämlich Freude daran.

In meinem Studium durfte ich Inhalte frei wählen. Ohne Tests und Anwesenheitskontrollen. Am Ende fanden Prüfungen zum vernetzten Wissen statt. Sicher hat dieses System auch Nachteile. Aber Kinder und Jugendliche werden aus dem sich immer schneller drehenden Hamsterrad permanenten Leistungsdrucks befreit. Dieser Druck ist kontraproduktiv. Er fördert weder Eigenantrieb noch autonomes Denken.

Katja Rost ist Soziologieprofessorin an der Universität Zürich.

Medienkritik

Alte Menschen,
die neuen
Sündenböcke

Stephan Klapproth

Mag ich 30 Jahre im Koma? Hat meine Frau vergessen, mir dies beim morgendlichen Aufwachen mitzuteilen? «Die über 65-Jährigen sind bald in Überzahl» prangt mir auf der Frontseite des «Tages-Anzeigers» entgegen. Dass die Bevölkerungspyramide kippt, war doch erst für 2050 angesagt. Mein Konterfei im Rastierspiegel – deutlich unter 90! – zeigte mir dann, dass nicht ich etwas verschiefte, sondern dass der «Tag» mit seinem Titel alt aussieht.

Die wirkliche News: Laut Statistik wird in der Schweiz die Altersgruppe der über 65-Jährigen ab 2023 leicht grösser sein als jene der unter 20-Jährigen. Doch der Titel «Die über 65-Jährigen sind bald in Überzahl» suggeriert bedrohlich, die beruflich nicht mehr aktive Bevölkerung mache nächstens mehr als die Hälfte unserer Gesellschaft aus.

Kleinliches Zahlengespinnst? Mir scheint eher: In vielen Medien macht sich ein Bashing der Alten breit, das auf einem monumentalen Denkfehler beruht. Auch wenn zweifellos «alte weisse Männer» den Weltenlauf verbockt haben: Schützt mich als hellhäutigen Sechziger, der weder Regenwälder noch Praktikantinnen maltariert, das Anti-Rassismogesetz nicht vor der grassierenden gruppenweisen Herabwürdigung und Stempelung zum allgemeinen Sündenbock?

Falscher noch: Das verbreitete Gerede von einer Umverteilung von den Jungen zu den Alten bei der Altersvorsorge ist ein Schuss ins eigene Knie: Der junge Mensch, der im eigenen Interesse für Pensionserhöhung und Rentenkürzung stimmt, ist der Alte, der einst bei tieferer Rente länger arbeiten wird. Klar: Jede Story braucht Täter und Opfer. Und jede Schlagzeile muss kribbeln. Wie man solche setzen kann, ohne die Faktenlogik zu verletzen, zeigte einst ein New Yorker Wochenblatt, das auf der Front fragte: «Ist John F. Kennedy wirklich tot? Seite 17». Und auf Seite 17 stand gross: «YES!»

Stephan Klapproth ist Ex-Newsanchor, Uni-Dozent und Kongressmoderator.

NZZ am Sonntag

Grossbritannien

Das Parlament hat sich selbst ausgeschaltet

Boris Johnson hat es geschafft, Grossbritannien in Aufruhr zu versetzen. Zehntausende sind am Samstag in mehreren Städten im ganzen Land auf die Strassen geströmt, um ihren Unmut über den Premierminister kundzutun. Tatsächlich ist sein Entschluss, das Parlament mehrere Wochen auszuschalten, um den Abgeordneten die Möglichkeit zu nehmen, einen Brexit am 31. Oktober zu verhindern, aus demokratischer Sicht äusserst bedenklich. Boris Johnson will an der Macht bleiben mit seinen Tories, und dazu braucht er den Brexit zu diesem Zeitpunkt. «Do or Die» – Koste es, was es wolle. Johnson hat indes nicht unrecht, wenn er sagt, das Parlament habe drei Jahre lang Zeit gehabt, um einen Kompromiss zu finden für den EU-Austritt. Das ist der Kern des britischen Problems. Das Parlament hat sich in den Brexit-Jahren selber ausgeschaltet. Der Entschluss zum EU-Austritt hat das Land und das Parlament in der Mitte entzweit und damit auch das System von Regierung und Opposition zertrümmert. Es gibt keine klaren Mehrheiten mehr, und für Kompromisse taugt das britische System nicht. Wer im Machtpoker gewinnen wird, zeigen die nächsten Wochen. Klar ist, der Schaden ist angerichtet. Das Land ist gespalten, und die Gräben werden immer tiefer. Und die Politik muss erst noch lernen, wie man sie zuschüttet. *Gordana Mijuk*

Blockchain

Schweizer Behörden leisten hervorragende Arbeit

Kryptowährungen wie Bitcoin oder das Facebook-Zahlungsmittel Libra sind nur die Spitze des Eisbergs. Die Blockchain-Technologie ermöglicht viel mehr als bloss digitales Geld. Sie erlaubt zum Beispiel, eine Immobilie zu digitalisieren und selbst kleinste Teile daran in Echtzeit zu verkaufen. Technisch funktioniert das einwandfrei. Es ist gewährleistet, dass immer alle wissen, wer gerade die Eigentümer des Hauses sind. Die grosse Herausforderung: Solche rein digitalen Transaktionen müssen danach auch in der realen Welt rechtlich wasserrechtlich sein. Die Bundesbehörden arbeiten derzeit unter Hochdruck daran, genau dies sicherzustellen. Sie wollen dem Parlament eine Reihe von Gesetzesänderungen vorschlagen, um unser Recht Blockchain-tauglich zu machen. Die Finanzmarktaufsicht hat diese Woche zudem zwei Krypto-Firmen eine vollwertige Banklizenz erteilt, was weltweit Aufsehen erregte. Auch das ist Teil einer koordinierten Aktion, ideale Rahmenbedingungen für diese zukunftsweisende Technologie zu schaffen. Andere Länder verfügen ebenfalls über talentierte IT-Spezialisten. Nur wenige haben darüber hinaus auch so kompetente und pragmatische Behörden wie die Schweiz. *Markus Städeli*

Starbucks

Gigant macht Platz für Neues

Das Kaffeehaus Starbucks schliesst mehrere Cafés in Zürich. Die US-Kette hat das Verdienst, die Kaffeekultur in der Schweiz revolutioniert zu haben. Ähnliches gelang zuvor McDonald's mit Hamburgern. Zuletzt haben jedoch beide Konzerne Trends verpasst, und die Konsumenten kehren lieber woanders ein. Das ist kein Drama. Es rücken KMU wie Vicafé, The Butcher oder Milieu nach, deren Esswaren und Getränke liebevoller und individuell zubereitet sind. Dafür gibt das städtische Publikum gern Geld aus. In den Ausgehquartieren eröffnen im Wochentakt neue Burgerlokale, die Bars setzen auf Bier von Kleinbrauereien aus der Region. Für unsere Städte sind diese Betriebe eine Bereicherung. *Franziska Pfister*

Chappatte



Der externe Standpunkt

Digitalisierung reduziert
den Stress der Eltern nicht

Die Elektrifizierung der Hausarbeit hat die Gleichstellung der Frauen vorangetrieben. Die Digitalisierung hat da weniger Wirkung – was auch an den Familien selbst liegt, **meinen Valérie Müller und Marco Salvi**

Wenn am kommenden Digital Day die Experten wieder darüber sinnieren, ob uns die Roboter die Arbeit stehlen werden, stehen die Chancen gut, dass Ihre Aufmerksamkeit einzig der bezahlten Arbeit gelten wird. Doch mit 24 Stunden pro Woche beansprucht die unbezahlte Haus- und Familienarbeit in der Schweiz fast so viel Zeit wie die Erwerbsarbeit, die in der Schweiz durchschnittlich 27 Stunden umfasst. Liegt das geringere Interesse der Digitalisierungsspezialisten vielleicht daran, dass diese Tätigkeiten zu 62 Prozent von Frauen

erledigt werden? Gerade hinsichtlich der Gleichstellung von Mann und Frau wäre die Frage nach der Zukunft der unbezahlten Arbeit höchst relevant. Im 20. Jahrhundert führte die Elektrifizierung zur Ausbreitung von Haushaltsgeräten. Waschmaschine, Kühlschrank und Geschirrspüler hatten wesentlichen Einfluss auf die Beschäftigung der Frauen. Solange sie endlose Stunden in der Küche und im Kinderzimmer verbringen mussten, liessen sie sich nicht so leicht ins Erwerbsleben locken – und dies trotz steigendem Bildungs- und Lohnniveau. So wird geschätzt, dass die Zunahme der Erwerbsquote zwischen 1900 und 1980 zu Hälfte auf den technischen Fortschritt zurückgeführt werden kann. Stimmt die Analyse, so ist der entscheidende Impuls zur feministischen Revolution nicht in den Parlamenten oder in besetzten Hörsälen zu finden, sondern in den Werkstätten von Tüflern und Erfindern.

Mit der Digitalisierung erreicht eine neue Welle des technologischen Wandels unsere Wohnungen. Staubsaug- und Rassenmäherroboter, Onlineshopping und virtuelle Assistenten machen den Alltag noch effizienter. Der zusätzliche Zeitgewinn bleibt jedoch bisher marginal. Eine Waschmaschine ersetzte einst einen Waschtrog – was ersetzt heute eine sprachgesteuerte Glühbirne? Die Lage in modernen Schweizer Häusern hat sich nicht wesentlich verändert.

Die Zeitbudgets moderner Frauen und Männer bleiben weiter äusserst angespannt. Vor allem eine Aktivität belastet sie unverändert stark: der Schlaf. Gut die Hälfte der Zeit, die wir zu Hause verbringen, geht auf sein Konto. Hier war der Fortschritt – wenn man dies so nennen kann – noch bescheidener. Zwar besteht ein schwach negativer Zusammenhang zwischen Schlafzeit und Einkommen. Allerdings schlafen wir heute nur ein paar Dutzend Minuten weniger als unsere – ärmeren – Vorfahren. Alle Versuche, die Schlafzeiten zu verkürzen, sind kläglich gescheitert.

Dass der Abbau der chronischen Zeitnot vieler Familien etwas ins Stocken geraten ist, liegt aber nicht etwa an einem verlangsamten technischen Fortschritt oder an unüberwindbaren biologischen Gegebenheiten, sondern auch am Verhalten der Familien selbst. Sämtliche Zeitgewinne, die in den letzten drei Jahrzehnten beim Putzen oder bei der Essensvorbereitung gemacht

Valérie Müller und
Marco Salvi

Valérie Müller

Marco Salvi

Valérie Müller, 29, ist Ökonomin und arbeitet seit April 2019 als Researcherin bei der Denkfabrik Avenir Suisse. Marco Salvi, 50, ist Forschungsgleiter Chancengesellschaft bei Avenir Suisse und setzt sich unter anderem mit Arbeitsmarktfragen auseinander. Salvi ist zudem Dozent für Ökonomie an der ETH Zürich.

wurden, sind in die Kinderbetreuung investiert worden.

Laut den Daten des Bundesamtes für Statistik wenden heute sowohl Mütter wie auch Väter wöchentlich rund vier Stunden mehr für die Betreuung ihrer Kinder auf als noch 1997. Dabei haben vor allem das Spielen und die Unterstützung bei den Hausaufgaben an Bedeutung gewonnen. Diese Tätigkeiten dürfen vom Grossteil der Eltern nicht direkt als Arbeit angesehen werden, sind jedoch trotzdem sehr zeitintensiv.

Im Vergleich zu den neunziger Jahren entlasten Väter ihre (vermehrt arbeitstätigen) Partnerinnen stärker bei der Haus- und Familienarbeit. Mit fast 8 Stunden pro Woche hat ihr Engagement für die Familie innerhalb dieser relativ kurzen Periode um einen Drittel zugenommen. Der Geschlechterunterschied in der Verteilung von bezahlter und unbezahlter Arbeit hat weiter abgenommen. Verrichteten verheiratete Frauen in den sechziger Jahren in den USA gut siebenmal mehr Hausarbeit als ihre Ehegatten (entsprechende Daten für die Schweiz gibt es nicht), ist das Verhältnis heute auf 1,8-mal geschrumpft.

Für das letzte Stück zur Gleichstellung wird es wohl mehr als die Digitalisierung brauchen. Es wird nur zu schaffen sein, wenn Mütter nicht allein für die Haus- oder Familienarbeit verantwortlich sind, sondern sie an die Väter übertragen oder an Dritte auslagern können. Dabei spielt auch der Staat eine wichtige Rolle: Es müssen weitere Hürden abgebaut werden, welche die Frauen an einer stärkeren Arbeitstätigkeit hindern oder die Auslagerung der Hausarbeit erschweren. Die gute Nachricht? Der Mix an politischen Massnahmen, der dafür notwendig ist – die Individualbesteuerung, der Ausbau von Krippen und Tagesschulen, ein Elternurlaub oder steuerliche und administrative Erleichterungen beim Outsourcing der Hausarbeit –, würde eigentlich für fast jede politische Ausrichtung etwas bieten. Man muss nur wollen.

49 Prozent

Männer als Trottel, das geht immer



Patrick Imhasly

Der Sommer ist vorbei, der Ärger über die Grillwerbung hält an. Die Migros hat Männer gezeigt, die in einem verbiessenen Wettstreit darum ringen, wer die Steaks saftiger auf den Teller bringt – der Schmalbrüstige mit dem Gasgrill oder der Bärtige auf der Kohle? Für Coop musste Darko herhalten. Der Secondo vom Balkan crasht mit Cervelats unter der Jacke eine Grillparty von Frauen, bereit, seine Würste wie ein Exhibitionist zu entrollen. Er scheitert kläglich und darf am Schluss den Frauen Gemüsespiesschen servieren. Kein Männerklicsee war den Grossverteilmern zu billig, um den Fleischkonsum anzukurbeln.

Männer als Trottel: Das hat in der Werbung Tradition. Die Krankenversicherung

Sympany versprach einst, ihren Kunden das Leben wieder leichter zu machen. Wie furchtbar kompliziert dieses sein kann, veranschaulichte sie mit einem Spot, in dem ein schusseliger Typ in ein Schweiss ausbricht und ins Stottern gerät, weil er beim Bestellen eines Kaffees in einem Coffeeshop von den vielen Wahlmöglichkeiten überfordert ist. Immerhin war der Videoclip witzig gemacht. Das kann man von der neuen Werbung der Migros für nachhaltig produzierten Fisch nicht behaupten. Dort steht ein älterer Mann verloren vor der Fischabteilung, bis ihn eine fröhliche, junge Frau darüber aufklärt, dass er jeden Fisch jeden Gewissens kaufen könne. Diese Rollenverteilung ist nur noch dämlich und hat das Niveau eines Blondinenwitzes.

Man stelle sich vor, eine Frau würde derart belämmert dargestellt und ein Mann eilte herbei, um ihr zu erklären, was sie tun müsse, um einigermaßen unbeschadet durchs Leben zu kommen. «Mansplaining!», würden die Feministinnen in den sozialen Netzwerken schreiben, die Werber würden für ihre borierte Haltung an den Pranger gestellt, das Unternehmen dahinter würde boykottiert. Mit

einem gewissen Recht. Wenn aber Männer in der öffentlichen Wahrnehmung zu Deppen gemacht werden, dann geschieht – nichts.

Von den Frauen erhalten die Männer selten Solidaritätsbekundungen. Dabei weiss niemand besser als sie, wie es sich anfühlt, aufgrund des Geschlechts verhöhnt zu werden. Einige von ihnen sagen, jetzt müssten halt auch mal die Männer unten durch. Andere haben keine Lust, die Opferrolle zu teilen. Und manchmal werden die Argumente auf verblüffende Art in ihr Gegenteil verkehrt. In einem Spot zum Muttertag stellte die deutsche Supermarktkette Edeka Väter im Umgang mit den Kindern als die letzten Dödel dar, und die Kinder dankten ihrer Mutter, dass sie nicht Papa sei. Einige Frauen fanden das nicht so lustig. Aber nicht wegen des kopiertierten Männerbilds, sondern weil der Film die Vorstellung zementierte, dass die Frauen zu Hause eben doch alles schmeissen müssten.

Leider kommt auch von jenen kein vernünftiger Support, die sich von Berufs wegen für die Männer stark machen müssten. Männerberater reden ihren Klienten ein, sie können nicht umhin, die Erbschuld für die



Diese Rollenverteilung ist nur noch dämlich und hat das Niveau eines Blondinenwitzes.

jahrhundertelange Unterdrückung der Frauen auf ihre Schulter zu laden und eine angemessene Form der Demütigung zu ertragen. Und Männersozialisten stellen lediglich fest, dass das Ideal des heroischen Mannes in Scherben liegt. Eine brauchbare Alternative haben auch sie nicht anzubieten.

Bescheuert, unsensibel, feige: Was sollen unsere Kinder von solchen Männern halten? Es braucht jetzt dringend ein positiv besetztes Männerbild. Und die Werbung hat hier durchaus eine zweite Chance, wie ausgerechnet das Beispiel von Gillette zeigt. Anfang Jahr geriet der Hersteller von Nassrasierern in einen Sturm der Entrüstung, weil er seine neue Kampagne völlig unbedarft dem Kampf gegen «toxische Männlichkeit» gewidmet hatte. Inzwischen hat Gillette die Lehren daraus gezogen: Ein Spot in Australien verehrt nun die Helden des Alltags – etwa einen Feuerwehmann, der sich glattrasieren muss, damit seine Atemmaske im Einsatz sitzt. Starke Männer mit sanfter Haut – das ist doch ein Anfang!

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».